

ro
ro
ro

Leseprobe aus:
Felicitas Mayall
Nacht der
Stachelschweine
(S. 9 - 18)



Der Wald war ein Dschungel. Jedenfalls kam er Giuseppe Rana so vor, obwohl er ihn seit seiner Kindheit genau kannte. Brombeerranken, Efeu und andere Kletterpflanzen versperrten den Weg, verhakten sich in seinem Pull-over, wanden sich um seine Beine. Immer wieder musste er anhalten, die stacheligen Äste lösen, behutsam allerdings, denn er durfte keinen Lärm machen. Lärm war gefährlich. Er könnte gehört werden. Man konnte immer gehört werden – überall. Auch das kannte er seit seiner Kindheit. Giuseppe Rana kroch langsam voran, folgte dem kaum sichtbaren Pfad der Stachelschweine, zuckte zusammen, als ein Vogel mit harten Flügelschlägen knapp einen Meter vor ihm aufplatterte, erstickte, kehlige Schreckensschreie ausstoßend.

Nur ein Fasan. Ist ja nur ein Fasan, beruhigte er sich und robbte weiter. Mondlicht drang durch das dichte Laub der Steineichen und Edelkastanien. Winzige helle Speere, die den Dschungel in Streifen schnitten, hier einen Ast sichtbar machten, dort ein paar Blätter.

Giuseppe achtete kaum darauf, als sein Arm von Dornen zerkratzt wurde. Er hatte es eilig, musste noch einmal sehen, was er am Abend zuvor gesehen hatte. Musste sicher sein, dass es da war. Er war sich nicht immer sicher. Manchmal träumte er seltsame Dinge, obwohl er wach war. Niemand wusste davon. Nur die Mutter vielleicht. Oft sah sie ihn so seltsam an und schüttelte dann den Kopf. Er hasste es, wenn sie ihn so ansah.

Als er endlich das ausgewaschene Bachbett erreichte, ging sein Atem schneller, und er richtete sich auf. Nur ein

paar Tümpel waren von dem mächtigen Fluss zurückgeblieben, der im Frühjahr das Erdreich weggerissen hatte. Lange her. Seit zwei Monaten war kaum ein Tropfen Regen gefallen.

Giuseppe bewegte sich langsamer. Hier musste es sein. Zwischen den kräftigen Wurzeln, die das Wasser im Frühjahr bloßgelegt hatte. Feuchter Sand knirschte unter seinen Stiefeln. Er beugte sich ein wenig nach vorn, um mit den Augen einem Mondstrahl folgen zu können, der seinen Weg bis in die schwarze Höhlung hinter den Wurzeln gefunden hatte, zuckte zurück. Es war da! Giuseppe schloss die Augen und schluckte schwer. Seine Kehle war trocken, schmerzte. Ganz langsam sank er wieder zu Boden, kniete endlich im Sand und flüsterte Worte vor sich hin, deren Sinn er selbst nicht verstand. Dann, ganz langsam, öffnete er wieder seine Augen und starrte auf das Gesicht, das von dem einsamen Mondstrahl beleuchtet wurde. Ein sehr weißes Gesicht. Die Frau, der es gehörte, starrte ihn ebenfalls an. Aber eigentlich starrte sie an ihm vorbei.

Erschrocken drehte er sich um. Hinter ihm gab es nur die schwarze Wand des Waldes. Wohin starrte sie nur? Vorsichtig kroch er näher an die Wurzelhöhle heran. Nichts rührte sich. So war es auch gestern Abend – oder war es vorgestern gewesen? Giuseppe wusste es nicht, aber das kannte er auch. Er hatte kein Gefühl für Zeit.

Jetzt war er so nah bei der stillen Frau, dass er sie berühren konnte. Er hatte noch nie eine Frau berührt. Und da war dieses Verlangen in ihm, das von seinen Lenden aufstieg, wenn er Frauen sah. Daher starrte er sie immerzu an, die Frauen. Viele wurden böse, wenn er das tat. Schrien ihn an und beschwerten sich bei seiner Mutter. Deshalb machte er es nur noch heimlich.

Jetzt hob er seine rechte Hand und näherte sie der Frau. Ihr Körper lag seltsam steif da, halb auf der Seite. Sie hatte Hosen an und eine helle Bluse, das konnte er jetzt deutlich erkennen. Sie schrie ihn nicht an, als er seine Hand auf ihr Bein legte. Wieder ging sein Atem schneller. Er zwängte sich zwischen den Wurzeln hindurch, befühlte ihre Hüften, fiel auf sie. Ihr Kopf kippte zur Seite, und im selben Augenblick spürte er die Kälte, die von ihr ausging, feuchte, eisige Kälte. Sein Körper erstarrte vor Entsetzen, denn auch diese Kälte kannte er. Von toten Rindern und Schafen. Er wollte von ihr weg, doch sein Pullover hatte sich in einer Wurzel verfangen, eine andere zerkratzte sein Gesicht. Und während er heftig zerrte, streiften seine Hände ihre Brüste. Da blieb er liegen, tastete verstohlen über dieses weiche kalte Fleisch und hielt es fest, Schweiß lief über seine Schläfen. So verharrte er ein paar Minuten, bewegungslos wie die Frau unter ihm, und spürte das Pochen seines Geschlechts.

Erst das Schniefen und Quieken der Stachelschweine weckte ihn aus seiner seligen Erstarrung. Sie mussten ganz nah sein, suhlten sich vermutlich im feuchten Sand. Und dann nahm er wahr, dass der Morgen dämmerte, riss sich los – von der stillen Frau und den schwarzen Wurzeln –, taumelte aus der Höhle, durchs Bachbett und stürzte sich wieder in den Dschungel aus Dornen und Büschen. Die Stachelschweine stoben davon, und ihre Schreckenslaute, die dem Weinen kleiner Kinder glichen, begleiteten ihn auf seiner Flucht.

Später, als die Sonne aufging und er die Felder in der Nähe des Hofes seiner Mutter erreicht hatte, setzte er sich auf einen riesigen harten Erdbrocken und stützte den Kopf in die Hände. Er wusste nicht, was mit der Frau passiert war. Wusste nicht, ob es etwas mit ihm zu tun hatte.

Vielleicht war es einer dieser Träume, die er hatte. Denn jetzt fiel ihm ein, dass er die Frau schon vorher gesehen hatte. Sie war eine jener Frauen, die seit einer Woche im Wald und in den Feldern herumliefen. Meistens ganz früh am Morgen und immer allein. Er hatte sie beobachtet, diese Frauen. Heimlich, wie er es immer tat. Es waren Fremde. Sie hatten seltsame Dinge getan – die Arme zum Himmel gestreckt, den Boden berührt oder die Rinde der Bäume. Ab und zu hoben sie etwas auf – eine Feder, einen Stein oder die Borsten eines Stachelschweins.

Giuseppe wiegte seinen Körper hin und her und begann leise zu singen.

Die Abbadia ragte hoch über die Felder und Wäldchen der Crete, jener weiten hügeligen Landschaft südlich von Siena. Zwei lang gestreckte Wohntrakte bildeten einen rechten Winkel, die Kirche klebte an dem westlichen Flügel, als gehörte sie nicht recht dazu. Einen Turm gab es nicht mehr. Irgendwann hatte es einen dritten Trakt gegeben, doch der war wohl in den Kriegswirren, die seit der Renaissance die Toskana heimgesucht hatten, zerstört worden. Nur ein paar Mauerreste, Säulen, die ein Gewölbe ahnen ließen, waren übrig geblieben. Brombeersträucher überwucherten den ehemaligen Klostergarten, ockerfarbener Putz löste sich in großen Stücken von den Wänden, und an der Südseite lebten unzählige Vipern in den Ritzen der schiefen, niedrigen Mauer, die das alte Kloster umschloss.

Gleich hinter den Gebäuden fiel der Hügel nach Norden steil ab. Macchia, Pinien und Brombeeren wuchsen wild durcheinander und bildeten einen natürlichen Schutzwall. Auf der anderen, der offenen Seite des An-

wesens erstreckte sich eine flache Hochebene, die mit Wein bepflanzt war und bis zu den fernen Hügeln im Süden reichte.

Verschlafene Katzen schlenderten über den rechteckigen Innenhof zwischen den Gebäuden, blieben hin und wieder mit zuckenden Schwanzspitzen stehen, warfen sich unvermutet auf den Rücken und wanden sich im feinen Sand. Wildtauben saßen auf den blassroten Dachziegeln, gurrten mit geblähten Kröpfen im ersten Morgenlicht.

Eine Frau trat aus der Tür des südlichen Gebäudetrakts, gleich neben der einzigen öffentlichen Telefonzelle im Umkreis von zwanzig Kilometern. Ihr graues Haar fiel in wirren Strähnen bis auf die Schultern. Das hellblaue Jeanshemd und die weiten hellen Hosen waren zerknittert wie ein Schlafanzug. Sie schloss die Augen zu schmalen Schlitzen, als bereite das erste Tageslicht ihr Schmerzen, fuhr sich mit der Hand übers Gesicht und atmete tief ein. Dann richtete sie sich sehr gerade auf und ging schnell ums Haus herum zu der Mauer aus flachen Steinen, hockte sich mit gekreuzten Beinen auf eine breite Felsplatte und suchte mit ihren Augen die Hügel und Täler ab.

Katharina Sternheim war nicht mehr jung, doch ihre Augen besaßen die Klarheit und Lebhaftigkeit eines Mädchens. Nach einer Weile senkte sie den Kopf und stieß einen tiefen Seufzer aus.

Ich hätte nicht herkommen dürfen, dachte sie. Ich habe gewusst, dass dieser Ort gefährliche Kräfte besitzt. Warum habe ich nicht auf meine Erfahrung gehört? Ich bin verantwortlich für diese Gruppe, und ich kann nichts tun. Es geschieht einfach – genau wie beim letzten Mal. Es zerreißt die Menschen und mich auch. Ich kann es einfach nicht steuern.

Ihr Gesicht, das eben noch jung und glatt ausgesehen hatte, verfiel plötzlich. Sie fühlte sich alt und müde. Eine unbestimmte Angst stieg von ihrem Magen auf, breitete sich in ihrem ganzen Körper aus, ließ ihre Hände zittern.

Carolin, die jüngste der Selbsterfahrungsgruppe, war nicht von ihrem Abendspaziergang zurückgekehrt. Katharina wusste, dass die Studentin gefährdet war, bedroht von Wut und Angst, von Depression und Panik. Wie sollte sie als Therapeutin diese Kräfte in der Hand behalten – nach nur einer Woche? Sie hatte Carolin noch nie zuvor gesehen. War von den Gefühlsausbrüchen der jungen Frau regelrecht überrollt worden. Vielleicht war es ein Fehler, so intensiv mit den Menschen zu arbeiten. Vielleicht war all das ein Irrtum. Niemand konnte wissen, welche Ungeheuer in den Menschen schlummerten, und sie, Katharina, erlaubte es diesen Ungeheuern ans Tageslicht zu kriechen, öffnete ihnen auch noch die Tür.

Bisher, dachte sie, habe ich sie einigermaßen bändigen können, diese Ungeheuer. Aber vielleicht habe ich keine Kraft mehr? Vielleicht habe ich zu viele Abgründe gesehen? Entsetzt dachte sie an die Möglichkeit, dass Carolin sich umgebracht haben könnte. Wie sollte sie selbst, Katharina, das ertragen? Wie die Gruppe durch so eine Katastrophe führen? Die anderen würden ihr die Verantwortung zuschieben. Sie war die Therapeutin. Das Vertrauen wäre zerstört. Es könnte sogar das Ende ihrer beruflichen Möglichkeiten bedeuten.

Katharinas Schultern sanken nach vorn. Sie krümmte sich, stöhnte erneut auf. Warum nur hatte sie keinen zweiten Therapeuten mitgenommen? Warum war sie nicht in der Lage, mit anderen zusammenzuarbeiten? Sie hatte es ein paar Mal versucht, aber es hatte nie geklappt. Warum nur? War sie selbstherrlich? Fand sie ihre Metho-

de so einmalig, dass sie glaubte, niemand könne es ihr leichtun? Immer hatte es Konflikte gegeben. Die anderen waren zu oberflächlich, sahen nie die tiefere Dimension, die sie selbst beinahe körperlich spüren konnte. Es ging nicht, ging einfach nicht!

Katharina hielt ihr Gesicht der Sonne entgegen, die rot hinter den Hügeln aufstieg. Immer hatte die aufgehende Sonne ihr Kraft gegeben, deshalb schickte sie ihre Klienten jeden Morgen bei Sonnenaufgang hinaus. Der neue Tag bedeutete neues Leben, Kraft, kosmische Energie. Das brauchten sie alle. Jeden Morgen wurde die Erde neu geboren und mit ihr jedes menschliche Wesen. Und vor allem all jene, die weder ihren Körper noch ihre Seele spüren konnten. Und das waren nach Katharinas Erfahrung die meisten Menschen.

Welch tiefe Befriedigung, wenn der Glanz kosmischer Energien sich in den Gesichtern ihrer Klienten widerspiegelte. Wenn sie Dinge zu denken und zu tun wagten, die sie nie zuvor geahnt hatten. Sie empfand sich als Lehrmeisterin, nicht so sehr als Therapeutin. Sie lehrte, dass abgespaltenes Böses das Gute, unbewusster Hass die Liebe verhindert. Erst wenn die schwarzen Vögel in jedem Herzen freigelassen wurden, konnten die Schmetterlinge des Lebens zu tanzen beginnen. Aber die schwarzen Vögel mussten gebändigt werden und fortfliegen. Und in diesem Augenblick, angesichts dieses wunderbaren neuen Tages, zweifelte Katharina daran, dass sie die Kraft hatte, die schwarzen Vögel einzufangen, die seit Tagen die Abbadia bevölkerten. Es waren zu viele. Einige schienen aus den Mauern selbst zu kommen, als hätten sie nur darauf gewartet, gerufen zu werden.

Katharina schüttelte leicht den Kopf. Sie brauchte dringend eine Supervision. Doch damit würde sie noch

eine Weile warten müssen. Die Selbsterfahrungsgruppe dauerte weitere zehn lange Tage. Plötzlich graute ihr davor. Über drei der Klienten schien sie keine Macht zu haben. Carolin gehörte dazu, dann dieser Rolf Berger, der ständig in Tränen ausbrach und heftige Aggressionen in ihr auslöste. Auch Susanne war ein Problem, kommentierte in den Sitzungen stets die anderen und spielte sich selbst als Therapeutin auf. Über sich selbst sprach sie fast nie, beobachtete nur die anderen, voyeuristisch, mit einem beinahe gierigen Gesichtsausdruck. Etwas ging in der Gruppe vor, das Katharina nicht benennen konnte, und dieses Etwas machte ihr Angst.

Wieder schüttelte sie den Kopf und sah Hilfe suchend zur Sonne hinüber. Vielleicht war Carolin eine Nacht draußen geblieben, um die Stille zu erleben. Vielleicht hatte sie den Mond beobachtet und die Tiere belauscht. Vielleicht würde sie gleich vom Tal heraufkommen und sich mit ihnen an den Frühstückstisch auf der großen Veranda setzen.

Aber Carolin kam nicht. Eine Stunde später kehrte Katharina zu den anderen zurück, die unruhig und verloren an der langen Tafel saßen, Milchkaffee aus großen Tassen schlürften und ihr erwartungsvoll entgegensahen.

«Wir müssen nach ihr suchen!», sagte Katharina leise. «Ich denke, dass sie hier in der Nähe ist.»

Die anderen nickten. Rolf Berger, ein großer magerer Mann Mitte dreißig, dessen Gesicht seltsam weich und unkonturiert wirkte, sprang als Erster auf.

«Wir müssen uns verteilen!» Seine Stimme klang heiser.

«Mein Gott!», murmelte Rosa Perl. Sie war neben Katharina die Älteste in der Gruppe. Etwas über fünfzig, sehr groß, dünn, knochig. «Ich hatte einen fürchterlichen

Traum. Lauter schwarze Säрге habe ich gesehen, und ich selbst lag auch in einem. Dieses Bett mit den vier Säulen und dieser schwarze Schrank in meinem Zimmer ... ich kann da nicht mehr schlafen. Für mich sind das alles Säрге ...!»

Katharina legte Rosa eine Hand auf den Arm.

«Ist gut, Rosa. Darüber reden wir später. Du musst nicht in diesem Zimmer bleiben.»

Sie versammelten sich im weiten Hof, der inzwischen in sanftem Sonnenlicht lag, und schwärmten in unterschiedliche Richtungen aus, durchkämmten den winzigen Friedhof der Mönche, der wie alle verlassenene Plätze von Brombeeren erobert worden war, das verfallene Bauernhaus im Westen der Abbazia, die nahen Wäldchen und das ausgewaschene Bachbett im Tal.

Es war Rosa, die gegen zehn Uhr den leblosen Körper der jungen Frau in der Wurzelhöhle entdeckte. Sie war den Stiefelabdrücken im feuchten Sand gefolgt. Mit klopfendem Herzen und dunklen Ahnungen. Als sie die Tote erspähte, erschrak sie, fühlte aber gleichzeitig eine merkwürdige Erleichterung, fast so etwas wie einen leisen Triumph. Vielleicht waren ihre Alpträume Vorboten dieses Todes gewesen und nicht ihres eigenen, den sie so sehr fürchtete und der sich wie ein schwarzer Mantel um sie zu schließen schien, seit sie in der Abbazia wohnte.

Ehe sie Carolin berührte, fasste sie an die Narbe über ihrer linken Brust. Den Tod, der in ihr selbst lauerte, würde sie vertreiben. Sie wollte alles tun, was sie sich bisher versagt hatte. Alles!

Erst danach wurde sie von dem Schock erfasst. Sie kniete im Sand, hielt die Hand der jungen Frau und begann mit ihr zu reden, als wäre sie noch am Leben.

«Du kannst nicht einfach so weggehen, Carolin! Das Leben ist viel zu wichtig, verstehst du? Du musst durchhalten! Schau mich an, ich halte auch durch!» In heftigem Schluchzen brach sich ihre Verzweiflung Bahn, schüttelte ihren hageren Körper. «Ich hätte es dir früher sagen sollen, meine Kleine! Aber ich hab es selbst nicht gewusst! Es tut mir so Leid, verstehst du?»

Rosa kniete lang neben der Toten, erwachte nur langsam aus diesem seltsamen Zustand zwischen Traum und Wirklichkeit. Erst als sie Katharina rufen hörte, fasste sie sich, stand noch einen Augenblick benommen da, begriff dann, was geschehen war, und schrie.

Commissario Angelo Guerrini von der Questura in Siena hätte beinahe das unscheinbare Schild übersehen, das an der Straße zwischen Buonconvento und Montalcino den Weg zur Abbazia anzeigte. Er bremste scharf, bog dann nach rechts ab und folgte mit seinem dunkelblauen Lancia dem schmalen Feldweg. Er fuhr sehr langsam, genoss die Landschaft. Kleine Wäldchen aus Edelkastanien, Pinien und Steineichen, weite Hügel, bereits abgeerntet, hin und wieder ein Bauernhof. Ein Teil der Felder war schon wieder gepflügt, und die riesigen Erdbrocken dörrten in der Sonne vor sich hin.

Guerrini ließ das Seitenfenster herunter, um die Geräusche und Gerüche hereinzulassen. Eine Schar Hühner nahm mitten auf dem Weg ein Sandbad, flüchtete gackernd und flügelschlagend vor seinem Wagen. Ein Hund zerrte an seiner Kette, bellte halb erstickt. Eine Frau spähte durch die grünen Plastikschnüre eines Fliegenvorhangs. Guerrini nahm den Duft eines Feigenbaums wahr, dann Rosmarin und Piniennadeln.